Gefördert von:

STIFTUNG DEUTSCHE JUGENDMARKE e.V.

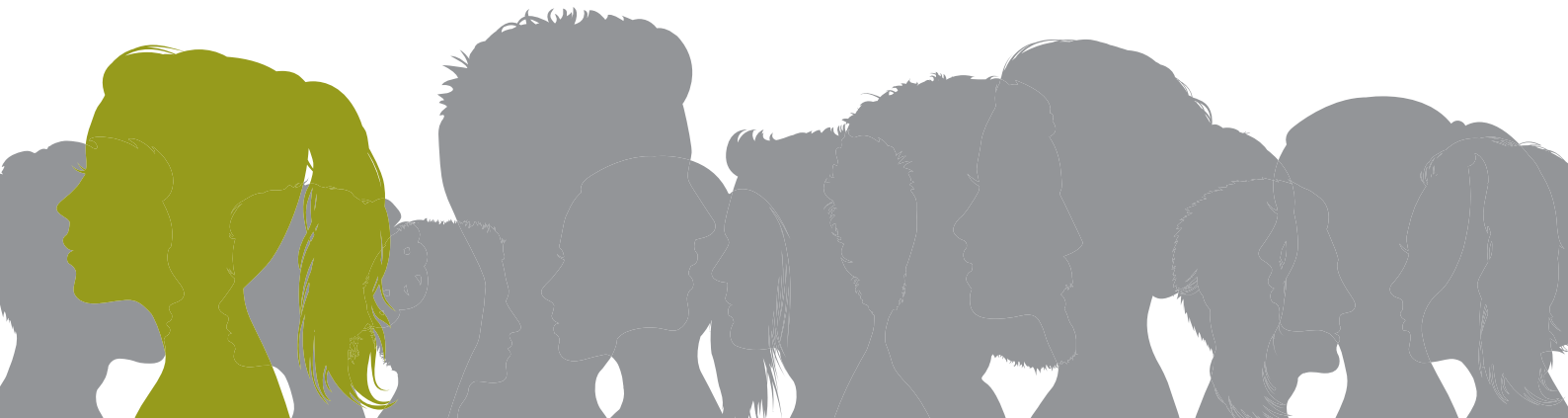
VORMUNDSCHAFTEN UND HERKUNFTSFAMILIE

Judith Dubiski und Anne Stahlmann

Ein gemeinsames Forschungsprojekt von:

ISS Gemeinnütziger e. V. SkF DIJuF Bundesforum Vormundschaft und Pflegschaft

2 Überblick über den Stand der Forschung zum Verhältnis zwischen Vormundschaft, fremduntergebrachten Jugendlichen und ihren Herkunftsfamilien



Berichtteile der Studie Vormundschaften und Herkunftsfamilie

1. Zu den Hintergründen und Rahmenbedingungen des Projekts ‚Vormundschaften und Herkunftsfamilie'

2. Überblick über den Stand der Forschung zum Verhältnis zwischen Vormundschaft, fremduntergebrachten Jugendlichen und ihren Herkunftsfamilien

3. Institutionalisierte Kindheiten – eine theoriegeleitete Perspektive auf Vormundschaften und Herkunftsfamilie

4. Die qualitative Studie ‚Vormundschaften und Herkunftsfamilie' – Forschungsdesign und Reflexion des methodischen Vorgehens

5. Aufwachsen in und zwischen Familie und Institutionen: Orientierungen und Praktiken der Kontaktgestaltung

6. Aufwachsen in und zwischen Familie und Institutionen: Jugendhilfe im Spannungsfeld zwischen Institution und Personen

7. Vormundschaften und Herkunftsfamilie: Aufwachsen zwischen Familie und Institutionen. Ein Fazit.

Alle Texte stehen zum Download bereit unter: https://www.iss-ffm.de/themen/kinder-jugend-familie/projektarchiv und der Projektseite „Vormundschaften und Herkunftsfamilie"

Impressum

Herausgeber
Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V.
Zeilweg 42
60439 Frankfurt am Main

Frankfurt am Main 2022

Autor*innen
Judith Dubiski und Anne Stahlmann
mit Mitarbeit von Susanne Johansson

Titelfoto
iStock: Pavlo Stavnichuk

Satz und Druck
Druckerei Hartmann GmbH, Hannover

Überblick über den Stand der Forschung zum Verhältnis zwischen Vormundschaft, fremduntergebrachten Jugendlichen und ihren Herkunftsfamilien

Judith Dubiski

Bislang liegt im deutschsprachigen Raum keine Studie vor, die sich mit den im Projekt *Vormundschaft und Herkunftsfamilie* interessierenden Konstellationen aus fremduntergebrachten Jugendlichen, Herkunftsfamilien und Vormund*innen befasst.[1]

Pflegekinder- und Heimerziehungsforschung

Aus der Pflegekinderforschung und der Forschung zu Heimerziehung (hier allerdings weniger) gibt es eine Reihe von Studien zum Themenkomplex Herkunftsfamilie aus unterschiedlichen disziplinären Verortungen und Perspektiven und mit vielfältigen Fokussierungen. Hier sind beispielhaft zu nennen: Verhältnis zwischen Pflegefamilie und Herkunftsfamilie, Verhältnis zwischen Pflegekindern und ihren Herkunftsfamilien, Zugehörigkeit zu einer oder mehreren Familien, Normalitätskonstruktionen von Pflegekindern, Bedeutung des Kontakts zur Herkunftsfamilie für die Entwicklung, Perspektive von Herkunftsfamilien auf Pflegeverhältnisse, Pflegefamilien als soziale Herstellungsleistung („doing family"), Rückkehrprozesse in die Herkunftsfamilie, Beratung von Pflegefamilien etc.

Tendenziell erscheint die Forschung zu Pflegekindern bislang oftmals eher ohne theoretische Fundierung – mit einigen Ausnahmen (z.B. Reimer 2017, Rein 2020). Es überwog lange eine Perspektive auf das Themenfeld, die entwicklungspsycholo-

1 Eine anregende Zusammenstellung aktueller Forschungsdesiderata im Bereich Vormundschaften findet sich in Froncek/Pothmann 2021.

gisch geprägt war und tendenziell mit starken Annahmen hantierte (wie z.B. Bindung, Trauma), was sich entsprechend in an die Praxis adressierten Publikationen niederschlägt (z.B. Veith 2008). Die im wissenschaftlichen Diskurs durchaus vorhandene grundlegende Kritik bspw. an der Bindungstheorie und ihrer Rezeption (z.B. Ulmann 2015, Zepf 2005, Vicedo 2018, Cameron et al. 2016) oder auch an entwicklungspsychologischen Perspektiven auf Kinder und Familien insgesamt (z.B. Allen 2018, Burman 2017, grundsätzlicher auch Eßer 2014) wird in der Pflegekinderforschung und -hilfe offenbar erst allmählich rezipiert.

Forschung zu Vormundschaften

Vormund*innen kommen in all diesen Studien der Pflegekinderforschung so gut wie gar nicht vor. Andersherum spielt in den wenigen Studien zu Vormundschaft der Kontakt zur Herkunftsfamilie keine Rolle. Eine Ausnahme ist die (allerdings schon verhältnismäßig alte und vor der vorletzten Reform des Vormundschaftsrecht durchgeführte) Studie von Maud Zitelmann, Katja Schweppe und Gisela Zens aus dem Jahr 2004, in der die interviewten Kinder und Jugendlichen und ihre Bezugspersonen (vor allem aus Heimen) davon berichteten, dass Umgangsregelungen entweder nicht existent oder hoch problematisch seien – weil sie die Wünsche und Bedürfnisse der Kinder nicht berücksichtigten und/oder von den Vormund*innen nicht überprüft würden. Mit Blick auf in Heimen untergebrachte Kinder und Jugendliche entsteht hier der Eindruck, dass der Kontakt zu den Herkunftsfamilien aufrechterhalten wird, um in den Ferien oder an Wochenenden – wenn in den Einrichtungen die Betreuung nicht gewährleistet ist – eine andere Unterbringung zur Verfügung zu haben. Der Impuls zum Aufrechterhalten des Kontakts geht teilweise von den Einrichtungen aus, teilweise aber auch von den Kindern und Jugendlichen, die ihre Herkunftsfamilie im Vergleich zur „Notbetreuung“ in der Einrichtung ggf. als das kleinere Übel ansehen (vgl. Zitelmann/Schweppe/Zens 2004: 68f. und 76f.). Die Ergebnisse sind allerdings aufgrund der veränderten rechtlichen Ausgangslage heute nur noch bedingt verwertbar.

Umso gewinnbringender sind die Hinweise, die Caroline Mitschke, Katharina Lohse und Susanne Achterfeld in ihrer Expertise „Umgangsbestimmungen durch Vormund*innen und Zusammenwirken mit den sozialen Diensten und Betroffenen“ (Mitschke/Lohse/Achterfeld 2020) generiert haben, sowie Befunde aus dem Projekt *Vormundschaften im Wandel* (Mitschke/Dallmann 2020). Aus vorliegenden Arbeiten aus der Pflegekinderforschung und Jugendhilfeforschung können ergänzend dazu wichtige Erkenntnisse generiert werden. In der Gesamtschau ergibt sich ein komplexes Bild von in die Aushandlungen um Umgangsfragen involvierten Akteuren, Beziehungsgeflechten, Wünschen und Interessen; zudem laufen die Aushandlungen vor einem Hintergrund aus teils sehr unterschiedlichen und in sich bereits komplexen lebensgeschichtlichen Erfahrungen, gesellschaftlich hervorgebrachten normativen Annahmen, emotionalen Verflechtungen und machtvollen strukturellen Dynamiken ab.

Zur Relevanz des Themenkomplexes ‚Herkunftsfamilie'

Bezüglich der grundsätzlichen Bedeutsamkeit des Themenkomplexes „Kontakt/Beziehung zur Herkunftsfamilie" sowohl für Kinder und Jugendliche unter Vormundschaft als auch für die Vormund*innen, Erziehungspersonen, Fachkräfte des ASD, aber natürlich auch für die Herkunftsfamilien selbst besteht ein breiter Konsens. Worin genau die Bedeutung aber besteht, wie sie sich begründet und wer sie feststellt, variiert je nach Forschungsansatz und -frage stark.

Kinder werden selten gefragt

Bemerkenswert selten werden Kinder und Jugendliche selbst danach gefragt, ob sie ihrer Herkunftsfamilie bzw. dem Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie Bedeutung zuschreiben – und wenn ja, welche. In den im Rahmen des Projekts *Vormundschaften im Wandel* geführten Interviews thematisierten sechs der zwölf interviewten Jugendlichen explizit und fünf weitere implizit ihre Herkunftsfamilie oder Umgangskontakte – obwohl das Thema nicht als solches im Interviewleitfaden angelegt war. Dabei zeigte sich ein breites Spektrum an Erlebensweisen, Wünschen und Erwartungen, das von starken Wünschen und Bedürfnissen nach Kontakt mit Angehörigen der Herkunftsfamilie – die sich bisweilen in einem Kampf um einen jahrelang nicht gewährten Umgangskontakt zeigten – bis hin zu unerwünschtem und auch gefürchtetem Kontakt mit Angehörigen der Herkunftsfamilie reichte.

Pflegekinder zwischen zwei Familien

Gunda Sandmeir befragte im Rahmen des vom BMFSFJ beauftragten Forschungsprojekts zur Pflegekinderhilfe (durchgeführt vom DJI und DIJuF in den Jahren 2006 bis 2008) 17 Pflegekinder im Alter von acht bis 14 Jahren, von denen die Hälfte Kontakt zur Herkunftsfamilie hatte, zu ihrem Aufwachsen. Ergänzt wurden die Interviews um Befragungen der Pflegeeltern und fallverantwortlichen Fachkräfte des Pflegekinderdienstes. Sandmeier kann anhand ihrer Interviews sehr anschaulich zeigen, wie ambivalent die Pflegekinder das Verhältnis zur Herkunftsfamilie beschreiben: „Sie wird zur ‚anderen' Familie und als tendenziell nicht so wichtig im Vergleich zur Pflegefamilie eingeschätzt. Aber sie wird auch nicht aufgegeben, insbesondere wenn sich die Kinder den Verlust bewusst machen" (Sandmeir et al. 2010: 496). Die Erzählungen über den letzten Besuchskontakt sind geprägt von der nicht mehr gegebenen Selbstverständlichkeit, den fehlenden Routinen im Miteinander von Eltern und Kind sowie von einer starken Erwachsenenzentrierung, weil der Kontakt losgelöst von anderen sozialen Kontexten stattfindet (vgl. ebd.: 495). Größeren Raum nehmen in den Narrationen aber der Wechsel in die Pflegefamilie, die (teils nachhaltig verstörende) Situation der Inobhutnahme sowie die Herausforderungen des Ankommens in einer neuen Lebenswelt und des Verlusts von Bezugspersonen (auch jenseits der Kernfamilie, wie z.B. Freunde oder Großeltern) ein (vgl. Sandmeir et al. 2010).

Auch Carmen Hofer-Temmel und Christina Rothdeutsch-Granzer beziehen in ihre (österreichische) Studie von 2019 zu Besuchskontakten in Pflegeverhältnissen die Sichtweise von Kindern mit ein, indem sie Pflegekinder aus vier Familienkonstellationen befragen und dabei auch kreative Methoden zur Anwendung bringen. Mit dem von den Autorinnen auf Basis ihrer Erkenntnisse entwickelten „Kreiselmodell"

wird (erstmals) der Versuch unternommen, die vielschichtigen Zusammenhänge und „Kräfte“, die auf die hochgradig kontextsensitiven Konstellationen von Besuchskontakten einwirken, zusammenzudenken und zu veranschaulichen. Damit kommt ihnen sicherlich das Verdienst zu, eindimensionale Vorstellungen von der „Wirkung“ von Besuchskontakten als Kriterium für deren Aufrechterhaltung als völlig unterkomplex erwiesen zu haben.

Für den vorliegenden Zusammenhang erkenntnisreich ist vor allem die von den Autorinnen erarbeitete Zusammenstellung des aktuellen deutsch- und englischsprachigen Forschungsstands. Sie bestätigen, dass insgesamt wenige Arbeiten existieren, die sich explizit mit dem Thema Besuchskontakte beschäftigen, es aber oft „nebenbei“ in Studien zum Pflegekinderwesen angesprochen wird; wobei hier meist die rechtlichen und organisatorischen Bedingungen im Fokus stehen (Hofer-Temmel/Rothdeutsch-Granzer 2019: 58). Dabei spiegeln die Studien die vielen grundlegenden Fragen des Diskurses um das Verhältnis zwischen Pflegefamilie, Herkunftsfamilie und Kind wider, weshalb es kaum eindeutige Ergebnisse gibt: „Bisher kann festgestellt werden, dass fast alles, was in der Forschung zu Besuchen gesagt wird, unter bestimmten Umständen richtig ist.“ (ebd.: 70)

Unterbringung und Rückführungsperspektive beeinflussen Umgang

Deutlich wird in der Zusammenschau von Forschungsergebnissen, dass die Unterbringungsform und die (oft damit verbundenen) Zukunftsperspektiven der Fremdunterbringung die Dynamiken zwischen den Kindern bzw. Jugendlichen und ihren Herkunftsfamilien stark beeinflussen. So deuten u.a. die Ergebnisse der Expertise von Mitschke darauf hin, dass aus Perspektive der befragten Vormund*innen Umgangsregelungen bei Unterbringung in einer Einrichtung leichter zu finden sind als bei Pflegefamilien (Mitschke/Lohse/Achterfeld 2020: 14). Hofer-Temmel und Rothdeutsch-Granzer weisen in ihrem Forschungsüberblick drauf hin, dass Pflegeverhältnisse, die auf eine Rückkehr in die Herkunftsfamilie abzielen, eine grundlegend andere Dynamik haben als auf Dauer angelegte Pflegeverhältnisse (vgl. Hofer-Temmel/Rothdeutsch-Granzer 2019: 59). Dabei besteht eine grundlegende Problematik darin, dass die Frage, ob die Rückkehr in die Herkunftsfamilie eine Option ist, häufig lange ungeklärt bleibt und für die Beteiligten oft intransparent ist (vgl. Schäfer et al. 2015, Scheiwe et al. 2016, Seiterle 2018). Da Pflegeverhältnisse häufiger auf längere Dauer angelegt sind als die Unterbringung in Einrichtungen, lässt sich vermuten, dass die Regelung und Gestaltung des Umgangs mit der Herkunftsfamilie sich je nach Unterbringungsart deutlich unterscheidet.

Insgesamt gibt es keine eindeutige Datenlage zur Häufigkeit von Kontakten bzw. Besuchen, zumal davon auszugehen ist, dass Besuchskontakte sich in ihrer Häufigkeit, Intensität und Art immer wieder verändern – selbst dann, wenn das Unterbringungs- bzw. Pflegeverhältnis eines Kindes relativ stabil ist – u.a. in Abhängigkeit vom Alter des Kindes (vgl. Hofer-Temmel/Rothdeutsch-Granzer 2019: 62f.).

Kontakte sind bedeutsamer geworden

Hofer-Temmel und Rothdeutsch-Granzer gehen nach Sichtung unterschiedlicher (internationaler) Studien davon aus, dass die Bedeutsamkeit von Kontakten in den letzten Jahren gestiegen und Kontakte insgesamt häufiger geworden sind. Sie schätzen, dass 50 % bis 80 % der Pflegekinder Kontakt zu ihren Herkunftseltern haben; nimmt man weitere Mitglieder der Herkunftsfamilie hinzu, steigt der Anteil sogar noch (ebd.: 62). Die Häufigkeit von Kontakten variiert dabei zwischen einem Treffen pro Jahr bis zu wöchentlichen Treffen, von ein bis zwei Stunden bis zu ganztägigen Besuchen mit Übernachtung. Am häufigsten sind Kontakte zur Mutter, seltener zum Vater, zu Geschwistern und Großeltern (ebd.: 62ff.). Sofern von „Kontakten“ gesprochen wird, schließt dies auch Kontakte per Telefon oder über soziale Medien mit ein, einzelne Studien berücksichtigen auch schon „denken an den anderen“ oder „über den anderen reden“ als basale Form von Kontakt.

Erleben von Kindern und Jugendlichen

Wie Kinder und Jugendliche den Kontakt (oder das Ausbleiben von Kontakt) zu ihren Herkunftsfamilien empfinden, hängt „in komplexer Weise mit deren Sichtweise auf die vergangenen und aktuellen Handlungen der Eltern zusammen, sowie mit dem Alter der Inpflegenahme und der dadurch bestehenden Beziehung sowie bis zu einem gewissen Grad auch von der Haltung der Pflegeeltern zum Kontakt“, so Hofer-Temmel und Rothdeutsch-Granzer (ebd.: 72). Dabei ist nicht immer davon auszugehen, dass Kinder ihre Wünsche und Empfindungen explizit äußern können oder wollen, dass sie immer eine*n Ansprechpartner*in für dieses Thema haben und dass sie die komplexen Bedingungen ihrer Familiensituation soweit durchschauen, dass sie sich einen Reim darauf machen können (vgl. ebd.). In einer britischen Studie wussten zwei Drittel der befragten Kinder über die Unterbringungsdauer und die Gründe der Unterbringung außerhalb ihrer Familie nicht Bescheid (Cleaver 2000 zit. n. Hofer-Temmel/Rothdeutsch-Granzer 2019: 73). Dass zumindest nicht davon ausgegangen werden kann, dass die Kinder und Jugendlichen sich über die Umstände im Klaren sind, zeigte auch die Studie „Vormundschaften im Wandel“ (Mitschke/Dallmann 2020).

Integration, Loyalität, Identifikation, Zugehörigkeit

Um der Frage nach dem Empfinden und Erleben von Pflegekindern hinsichtlich ihrer familiären Situation nachzugehen, wird in verschiedenen Studien auf das Konzept der Integration und, verbunden damit, auf die Konzepte der Loyalität, Identifikation und Zugehörigkeit zurückgegriffen. Hofer-Temmel und Rothdeutsch-Granzer zufolge „muss“ davon ausgegangen werden, dass Pflegekinder sich in Loyalitätskonflikten befinden – auch, und gerade wenn sie selbst ihre Herkunftsfamilie gar nicht thematisieren (vgl. Hofer-Temmel/Rothdeutsch-Granzer 2019: 73). Die Autorinnen zitieren u.a. die im Zusammenhang mit dem „Handbuch Pflegekinderhilfe“ erstellte Studie des DJI (Thrum 2007), die davon ausgeht, dass

- Kinder, die sich weder der Herkunfts- noch der Pflegefamilie zugehörig fühlen, sehr belastet sind;
- Kinder, die sich der Herkunfts-, aber nicht der Pflegefamilie zugehörig fühlen, belastet sind;

- und Kinder mit Zugehörigkeit zu beiden Familien am wenigsten belastet sind.

Hofer-Temmel und Rothdeutsch-Granzer schließen daraus, dass ein Zugehörigkeitsgefühl zur Pflegefamilie und Sicherheit des Pflegeverhältnisses wesentliche Faktoren für das Wohlbefinden zu sein scheinen: Sind diese Faktoren erfüllt, kann sich das Verhältnis zur Herkunftsfamilie so oder so gestalten, ohne dass das Kind zu sehr belastet ist (vgl. Hofer-Temmel/Rothdeutsch-Granzer 2019: 79).

Die Perspektive von und das Verhältnis zwischen Herkunfts- und Pflegeeltern

Pflegeeltern: Professionelle oder Eltern?

Eine nicht unwichtige Rolle spielt dabei auch die Perspektive der Pflegeeltern, ihr Verhältnis zur Herkunftsfamilie und, dem vorausgehend, das eigene Rollenverständnis als Pflegefamilie. Klaus Wolf (2014, zit. n. Hofer-Themmel/Rothdeutsch-Granzer 2019: 80) unterscheidet zwei Verständnisweisen: Erstens die der Rolle als professionelle Betreuende und zweitens die der Rolle als Eltern. Während ersteres die Zusammenarbeit mit anderen am Wohl des Kindes interessierten Akteur*innen impliziert und nicht den Anspruch hat, alle elterlichen Funktionen zu erfüllen – womit die Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie naheliegt –, zielt letzteres auf ein möglichst „normales“ Familienleben, wodurch die Position der Herkunftsfamilie prekär wird.

Ausgehend vom Rollenverständnis, aber auch von Faktoren wie dem Alter des Kindes, der Dauer des Pflegeverhältnisses, der Art des Pflegeverhältnisses, der räumlichen Nähe zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie, dem Altersunterschied zwischen Pflege- und Herkunftseltern, Unterschieden und Gemeinsamkeiten hinsichtlich der kulturellen und sozialen Hintergründe beider Familien oder auch den ursprünglichen Umständen der Fremdunterbringung, gestaltet sich das Verhältnis zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie (vgl. u.a. Schäfer et al. 2015):

> „Die konkreten Beziehungen zwischen Pflegeeltern und Herkunftseltern sind so verschieden wie die jeweiligen Personen und Situationen; sie reichen von Freundschaft bis zu klarer Ablehnung. Eine Rolle spielt dabei auch, ob es Pflegeeltern um die Sorge für die Kinder geht, wenn sie Herkunftsfamilien ein- oder ausschließen aus dem Leben der Kinder, oder ob es ihnen um ihre eigene Beziehung zu Herkunftseltern geht.“ (Küfner et al 2010: 587)

Erleben der Herkunftseltern

Marion Küfner, Elisabeth Helming und Heinz Kindler weisen darauf hin, dass Umgangskontakte auch für die Herkunftseltern in hohem Maße herausfordernd sein können: „Aus Sicht der leiblichen Eltern sind insbesondere nach der Trennung die ersten Wiedersehenstreffen mit den Kindern/dem Kind eine Konfrontation mit intensiven Gefühlen der eigenen ‚Schuld‘, dem Versagen, dem Scheitern, der Scham, der Trauer und der Unsicherheit, wie sich verhalten“ (ebd.: 589). Auf Grundlage der geführten Interviews identifizieren die Autor*innen drei Faktoren, die Herkunftseltern

dabei helfen, zu einer grundlegenden Akzeptanz der Situation zu finden und damit auch Besuchskontakte zu erleichtern: „1. Die Qualität der Beziehung zu den Pflegemüttern, da es zumeist diese sind, denen sie näher begegnen; 2. Beratungs-/Unterstützungsangebote von Fachkräften; 3. Wahrnehmung, dass es den Kindern gut geht, deren Chancen sehen“ (ebd.: 592). Gerade der zweite Aspekt scheint jedoch mit Schwierigkeiten verbunden zu sein, da die Zuständigkeiten für die Arbeit mit und die Unterstützung der Herkunftsfamilie häufig unklar und die zeitlichen Ressourcen dafür knapp bemessen sind:

> „Daraus lässt sich u.a. schließen, dass in einer Reihe von Kommunen mehrere Dienste für Personen aus der Herkunft des Kindes zuständig sind bzw. die Zuständigkeit für die Herkunftsfamilie während des Hilfeverlaufes vom ASD zum Pflegekinderdienst wechselt. Dabei ist offen, in welcher Art die ‚Zuständigkeit‘ inhaltlich gefüllt wird: Geht es tatsächlich um Beratungsprozesse im weiteren Sinn oder lediglich um ein Management des Umgangs mit Herkunftseltern?“ (Helming et al. 2010: 525)

Pflegeeltern und Umgangskontakte

Pflegefamilien, so schließen Hofer-Temmel und Rothdeutsch-Granzer aus ihrer Durchsicht von Studien, nehmen Besuchskontakte sowohl als belastend als auch als positiv wahr. Auch wenn sie sie als belastend (für das Kind, für sich, für den gemeinsamen Alltag) erleben, lehnen sie die Kontakte nicht rundweg ab, sondern bemühen sich darum. Auch Fachkräfte sehen Kontakte häufig als schwierig oder gefährdend für die Kinder, ohne sie deshalb gleich zu unterbinden. Insgesamt besteht also eine große Ambivalenz in der Einschätzung, wobei Fachkräfte die Kontakte oft positiver einschätzen als die Pflegefamilien (vgl. Hofer-Temmel/Rothdeutsch-Granzer 2019: 67). Die Autorinnen verweisen auf Studien aus dem englischsprachigen Raum, denen zufolge das Ziel und die Begründung für die Aufrechterhaltung von Kontakten zur Herkunftsfamilie unter den Beteiligten häufig nicht oder erst sehr spät reflektiert und besprochen werden. Häufig wird der Kontakterhalt offenbar als Selbstzweck betrachtet, ohne diese Setzung genauer zu reflektieren; zudem scheinen die zugrundeliegenden Annahmen zwischen Fachkräften und Pflegepersonen nicht erörtert zu werden: „Demnach kann davon ausgegangen werden, dass oft über Besuche und deren Eckdaten diskutiert wird, bevor überhaupt eine Einigung auf ein gemeinsames Ziel stattfindet bzw. das Ziel für alle transparent gemacht wird“ (ebd.: 69).

Normative Annahmen über „Familie“ und „Eltern“

Kein Beleg für oder gegen Umgangskontakte

Dass Besuchskontakte per se gut oder förderlich für Kinder sind, lässt sich empirisch genau so wenig bestätigen wie das Gegenteil, was sowohl die Gesamtübersicht von Hofer-Temmel und Rothdeutsch-Granzer als auch – schon früher – Kindler et al. (2010) zeigen:

> „Dass in Bezug auf die Entwicklung von Pflegekindern wenig eindeutige Wirkungen zu erkennen sind, hängt vermutlich damit zusammen, dass Besuchskontakte in hohem Maße ‚kontextsensitiv‘ sind, d.h. von verschiedenen Umständen abhängen und ihre Wirkung eher indirekt entfalten“ (ebd.: 572).

Hofer-Temmel und Rothdeutsch-Granzer (dies. 2019: 69f.) zitieren eine Studie von Sinclair et al. (2005), der zufolge es keine Evidenz zu positiven oder negativen Auswirkungen von Kontakten auf Wohlbefinden und Entwicklung von Kindern gibt – beides ließe sich belegen. Es lässt sich zudem auch keine Evidenz für einen Zusammenhang zwischen Häufigkeit der Kontakte und Häufigkeit von Rückführungen feststellen.

Familienbilder in der Jugendhilfe

Wenn Besuchskontakte dennoch häufig per se und ohne weitere Reflexion als sinnvoll und wichtig gesetzt werden, hängt dies sicherlich zu einem guten Teil mit machtvollen normativen Setzungen zusammen, die tief in der Gesellschaft verankert sind und auch von Fachkräften mitgetragen und reproduziert werden. So konstatieren Sabrina Brinks und Rebecca Schmolke, dass es der Kinder- und Jugendhilfe bislang an einer kritischen Auseinandersetzung mit vorherrschenden normativen Familienbildern fehlt, weshalb die Überrepräsentation bspw. von Eineltern- oder Patchwork-Konstellationen in den stationären Hilfen zur Erziehung eher als Versagen dieser Konstellationen interpretiert wird denn als Versagen gesellschaftlicher Strukturen und der darin eingelagerten Annahmen über Familie (Brinks/Schmolke 2020, vgl. auch Dahlheimer 2021). Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe, so zeigen Petra Bauer und Christiane Wiezorek (2016), reflektieren ihre eigenen (kleinbürgerlichen) Familienbilder wenig, sodass die damit verbundenen normativen Annahmen in die Arbeit mit Familien einfließen und zu dem Hintergrund werden, vor dem die von der Jugendhilfe adressierten Familien als vulnerabel konstruiert werden (vgl. Bauer/Wiezorek 2016, Rein 2021, Alberth/Bühler-Niederberger 2017). Dieser Effekt zeigt sich auch in Studien zum Kinderschutz, bspw. bei Doris Bühler-Niederberger (2017), die darlegt, dass „die Frage, was Eltern zu ‚guten Eltern‘ macht, stets von deren Passung gegenüber den Ansprüchen der gesellschaftlichen Ordnung hergeleitet [wird] und nicht etwa von den Implikationen, die ihr Verhalten für das Befinden oder Empfinden der Kinder hat“ (ebd.: 138, vgl. auch Bühler-Niederberger/Alberth 2020 mit Blick auf die diskursive Rahmung von Gewalt in Familien). Die Bewertung elterlichen Handelns in der Kinder- und Jugendhilfe ist demnach stark von u.a. klassistischen Zuschreibungen geprägt. Die Annahme, dass problematisches Elternverhalten mit bestimmter Schichtzugehörigkeit etc. einhergeht, führt im Kinderschutz u.a. dazu, dass selbst bei vorliegenden medizinischen Befunden bestimmten Eltern gegenüber eher interveniert wird als gegenüber anderen (Bühler-Niederberger

2017: 140): „Einigkeit und Stabilität in den Annahmen darüber, *wer* schlechtes Elternverhalten zeigt, sind höher, als wenn es darum geht zu bestimmen, *was* denn negatives Elternverhalten sei“ (ebd.: 139; Herv.i.O.). Mit derartigen Mechanismen geht eine De-Thematisierung der gesellschaftlichen Bedingungen wie sozialer Ungleichheit und Armutsverhältnissen einher und zugleich häufig eine Reduktion komplexer familiärer und biographischer Zusammenhänge auf die Zuschreibung *einer* individuellen Problematik wie z.B. einer Diagnose (vgl. Rein 2020 und 2021).

Normalisierung und Ent-Normalisierung

Die starken gesellschaftlichen Normen haben unter anderem zur Folge, dass es weder für „Kinder ohne Familie“ noch für „Kinder mit mehreren Familien“, aber auch nicht für „Eltern ohne Kinder“ (was die Herkunftseltern sind, im Fall einer Rückkehr aber auch die Pflegeltern sein können) gesellschaftliche Rollenvorbilder gibt (vgl. Helming et al. 2010: 541; Schäfer et al. 2015: 59) und so eine Abweichung von der Normalität gegeben scheint.

Kindheit „normal“/ „anormal“

Daniela Reimer (2017) beschreibt als Ausgangspunkt ihrer Studie, welchen Normalisierungsmechanismen Kinder und Familien generell unterworfen sind – u.a. dank der auch in der Pädagogik weit rezipierten Entwicklungspsychologie, die Kindheit als Entwicklung anlegt, empirisches Wissen zu dieser Entwicklung anhäuft und damit Kindheit in Kriterien von „normal“ und „anormal“ bewertbar macht. Sie zitiert Sabine Bollig, die darauf hinweist „dass die individuelle Entwicklung als ein permanent von Denormalisierung bedrohter Prozess“ (Bollig 2013, zit. n. Reimer 2017: 108) konzeptionalisiert wird – und als ein familiales Projekt, welches stetiger Beobachtung, Bearbeitung und Optimierung bedarf:

> „Dass Kinder sich entwickeln, wird also längst nicht mehr als selbstverständlich betrachtet, sondern als Prozess, der einer ständigen Überwachung bedarf. Diese Überwachung – und bei Abweichungen das Einleiten von Maßnahmen – ist zuvörderst Aufgabe der Familie. Erst wenn in der Familie die Überwachung nicht erfolgt oder auf beobachtete (massive) Abweichungen nicht reagiert wird, schreiten Institutionen ein“ (Reimer 2017: 109).

Eine besondere Rolle zur Überwachung und Förderung einer normalen Entwicklung des Kindes wird dabei nach wie vor der Mutter zugeschrieben, deren Versagen einem „Verstoß gegen ein religiöses Gesetz“ gleichkommt. – „Und von Seiten des Kindes bedeutet das Aufwachsen ohne die leibliche Mutter in dieser Perspektive ein zweifaches Risiko: Kind einer Mutter zu sein, die den Anspruch an eine Mutter nicht erfüllt und gleichzeitig ein Kind zu sein, das die – lebenswichtige, natürliche – Mutterliebe nicht bekommen hat“ (ebd.: 112). Von diesen Beobachtungen ausgehend fragt Reimer nach den Normalitätskonstruktionen von Pflegekindern und kann nachzeichnen, welche komplexen Prozesse Pflegekinder durchlaufen und welchen Auf-

wand sie leisten, um ihre eigene Lebensgeschichte in gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen einzupassen – oder sich gezielt außerhalb der gesellschaftlichen Normalität zu positionieren. Dabei, so konstatiert Angela Rein, bieten Pflegefamilien „noch eher die Möglichkeit, das Setting stärker an hegemoniale Vorstellungen von Familie anzulehnen“ (Rein 2020: 39) als stationäre Einrichtungen der Jugendhilfe.

Normalitätskonstruktionen von Jugendlichen in der Jugendhilfe

Angela Rein (2020 und 2021) untersucht Normalitätskonstruktionen von Jugendlichen – hier aus der stationären Jugendhilfe – und analysiert diese mit Blick auf unterschiedliche Subjektivierungsweisen innerhalb gesellschaftlicher Differenz- und Machtordnungen. Sie zeigt, welchen Prozessen der Ent-Normalisierung Jugendliche ausgesetzt sind, die in stationären Einrichtungen (als Institutionen der scheinbaren Normalisierung) aufwachsen, und wie sie um eine (Wieder-)Herstellung von Normalität ihrer Biographie ringen. Dabei, so Rein, kann das „‘Ringen um Normalität‘ der Biograph*innen (…) auch als Form des Widerstandes gelesen werden gegen die vielfach nahegelegten abweichenden Subjektpositionierungen“ (Rein 2020: 367). Umgangsweisen mit Adressierungen als „abweichend“ können dabei von der Übernahme dieser Perspektiven in die Selbstbeschreibung bis zu einer expliziten Ablehnung solcher Zuschreibungen reichen. So kann Rein u.a. zeigen, wie die von ihr interviewten Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf den Sprachjargon, auf Diagnosen, Abläufe und Erklärungsansätze der Jugendhilfe zurückgreifen, um ihre eigene Lebensgeschichte – dann oft in Form einer Hilfebiographie – zu erzählen: „Diese Erklärungsfolien, die an pädagogische und therapeutische Diskurse erinnern, machen deutlich, dass bei einem Aufenthalt in der stationären Jugendhilfe Biographien auf eine Art mit-konstruiert werden und dies auf eine jugendhilfetypische Art und Weise“ (Rein 2020: 371). In der gemeinsamen Konstruktion von Jugendlichen und Hilfesystem werden „die Lesarten und Deutungsmuster der Jugendhilfe zur Lesehilfe für die eigene Biographie“ der jungen Menschen (Rein 2020: 384). Mit einer solchen Biographisierung von Lebensverläufen eröffnet sich den Jugendlichen zugleich die Möglichkeit, sich selbst zu entwerfen, eigene Erfahrungen erklären und einordnen zu können und somit die eigene Biographie mitzugestalten.

Bemühungen um Normalisierung der eigenen Biographie lassen sich nicht nur in der Art und Weise des Sprechens, sondern auch im Gehalt des Erzählten ausmachen, wie Rein weiter zeigt. So scheinen die jungen Menschen „mehrheitlich darum bemüht, (…) einer zu starken Kritik an ihren Eltern aufgrund ihrer Erzählungen entgegenzuwirken und diese in Schutz zu nehmen“ (Rein 2021: 87) und immer wieder Bilder von glücklichen Phasen ihrer Kindheit aufzurufen, was Rein als eine der Bemühungen interpretiert, eigene Familienerfahrungen zu normalisieren. Auch bspw. Erfahrungen in der stationären Jugendhilfe werden – vor dem Vergleichshorizont der Norm-Familie – Qualitäten des Lebens in einer Familie zugesprochen, um sich so gegen Adressierungen der Ent-Normalisierung zur Wehr zu setzen (Rein 2021: 89).

Fazit zum Forschungsstand

Forschungsdesiderata mit Blick auf die Reform

Neben der sich empirisch ableitenden Relevanz der Themen Herkunftsfamilie und Umgangskontakte in Vormundschaften melden Expert*innen aus dem vormundschaftlichen Praxisfeld zurück, dass die Frage, wie Vormund*innen mit Bedürfnissen und Wünschen von Kindern und Jugendlichen in Bezug auf deren Herkunftsfamilie und Umgangskontakt(e) verfahren, selten in den Fokus systematischer Reflexionen im Handlungsfeld gerückt wird. Mit der aktuellen Reform des Vormundschaftsrechts (das entsprechende Gesetz passierte am 26.03.2021 den Bundesrat und tritt am 01.01.2023 in Kraft) rückt die Zusammenarbeit zwischen Vormund*innen und Erziehungspersonen deutlich stärker in den Mittelpunkt als bisher. Nachdem im ersten Entwurf die Herkunftseltern dabei keine Rolle spielten, wurde nach Kritik aus der Fachwelt die Aufforderung an die Vormund*innen ergänzt, „im Interesse des Mündels zu dessen Wohl die Beziehung des Mündels zu seinen Eltern ein[zu]beziehen" (§ 1790 Abs. 2 BGB in der geänderten Fassung vom 04.05.2021). Es ist zu erwarten, dass dadurch der Fachdiskurs um die Zusammenarbeit mit Herkunftseltern eine neue Dynamik erhält – zumal auch im Reformprozess zum SGB VIII die Bedeutung der Eltern auch bei Fremdunterbringung des Kindes einen zentralen Diskussionspunkt bildet.

Verstrickung von Wissenschaft und Forschung

Wissenschaft und Forschung sind unweigerlich in die Reproduktion und Perpetuierung von normativen Deutungen, die Thematisierung und De-Thematisierung gesellschaftlicher Zusammenhänge verstrickt. So zeigt z.B. Bühler-Niederberger auch, dass die Sozialforschung über lange Zeit der Logik gefolgt ist – und sie damit bis heute verstärkt –, dass das Verhalten und die Erziehungseinstellungen von Eltern aus ärmeren sozialen Schichten die Bildungserfolge ihrer Kinder negativ beeinflussen. Dass damit nur ein geringer Anteil bspw. der Leistungsfähigkeit von Schüler*innen tatsächlich aufgeklärt werden kann, führt dabei nicht zu einer nachhaltigen Irritation dieser Grundannahme (Bühler-Niederberger 2017: 139). Dieses Beispiel verdeutlicht die Notwendigkeit, gerade auch in der Forschung mit Begriffen und Konzepten, eigenen normativen Vorstellungen und biographischen Erfahrungen und scheinbaren gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten bewusst reflexiv umzugehen.

Die Zusammenschau der Forschungsergebnisse zeigt, dass auch bspw. die lange Zeit für die fachliche Diskussion in der deutschsprachigen Pflegekinderhilfe prägenden, einander gegenüberstehenden Familienkonzepte – das Ersatzfamilienkonzept und das Ergänzungsfamilienkonzept –, aber auch die simple Annahme von Loyalitätskonflikten von Pflegekindern viel zu kurz greifen und an der Lebensrealität und Lebensdeutung der Kinder und Jugendlichen und ihrer Familien vorbeigehen. Denn dass diese Setzungen das manchmal unverständlich scheinende Verhalten von Pflegekindern nicht aufklären können (es sei denn, man greift auf die Diagnose ‚Bindungsstörungen' zurück), wird überdeutlich:

> „Das ideologiefreie Hinsehen, wie die Verhältnisse im Einzelfall sind, wird allerdings nur möglich und nötig, wenn nicht a priori und ohne Ansehen des Einzelfalls ein festes Muster unterstellt wird – etwa in der ‚Blut-ist-immer-dicker-als-Wasser'-These oder in der Unterstellung, zwischen Pflegekind und Pflegeeltern entwickelten sich immer sichere Bindungen, wenn dies kein Außenstehender störe" (Schäfer et al. 2015: 116).

Dies gilt auch und ganz besonders für ein „ideologiefreies" Hinsehen in der Wissenschaft und Forschung. Daraus leitet sich die Notwendigkeit einer Forschungsperspektive ab, die weiter ist bzw. tiefer greift als die einfache Frage nach Gelingensbedingungen für Umgangskontakte.

Fragestellungen der Studie

Die entsprechenden Fragestellungen für das Projekt *Vormundschaft und Herkunftsfamilie* lauten daher:

- Was ist und welche Rolle spielt die Herkunftsfamilie (aus wem auch immer sie bestehen mag) für Jugendliche, die nicht mehr in dieser Familie leben?
- Was ist Familie aus Sicht derjenigen, die Entscheidungen für diese Jugendlichen treffen? Welche normativen Setzungen/Deutungen/Interpretationen von „Familie" oder „Kindeswohl/Kindeswille" rahmen die Entscheidungen von Vormund*innen und weiteren relevanten Akteuren? Welche Bedeutung wird der Familie für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zugeschrieben?
- Welche Bedürfnisse bringen Jugendliche mit Blick auf ihre Herkunftsfamilie zum Ausdruck? Wie greifen Fachkräfte diese auf und wie können sie diese in die Bestimmung und Gestaltung des „Umgangs" einbringen?
- Welchen Einfluss übt das Kinder- und Jugendhilfesystem (mit seinen klassischen Instrumenten) auf die Artikulation der Wünsche von Mündeln und auf die bedürfnisgerechte Ausgestaltung von Umgangskontakten aus?

Nur mittels einer Annäherung über diese grundlegenden Fragen können Erlebensweisen von Jugendlichen in Vormundschaft beschrieben und verstanden werden und nur so kann analysiert werden, welche Motivationen, Logiken und Normativitäten in die alltäglichen Entscheidungen der unterschiedlichen Fachkräfte bzgl. der Regelung und Gestaltung von Umgangskontakten einfließen.

Literatur

Alberth, Lars/Bühler-Niederberger, Doris (2017): The overburdened mother: How social workers view the private sphere. In: Betz, Tanja/Honig, Michael-Sebastian/Ostner, Ilona (Hrsg.): Parents in the Spotlight. Parenting Prctices and Support from a Comparative Perspective, Journal of Family Research/ Zeitschrift für Familienforschung, Opladen: Barbara Budrich, S.153–170.

Allen, Ansgar (2018): Entwicklungspsychologie. In: Krönig, Franz Kasper (Hrsg.): Kritisches Glossar Kindheitspädagogik, Weinheim & Basel: Beltz Juventa., S. 88–92.

Bauer, Petra/Wieczorek, Christiane (2016): Vulnerable Familien. Fallstricke eines scheinbar sensiblen Familienbildes. In: Sozial Extra, 6, S. 20–23.

Bühler-Niederberger, Doris (2017): Kinderschutz und generationale Ordnung – eine prekäre Konstellation. In: Sutterlüty, Ferdinand/ Flick, Sabine (Hrsg.): Der Streit ums Kindeswohl, Weinheim & Basel: Beltz Juventa, S. 134–152.

Bühler-Niederberger, Doris/Alberth, Lars (2020): Introduction: Childen and violence – a blind spot of sociology. In: Sociological Studies of Children and Youth, Vol. 25, S.1–13.

Burman, Erica (2017): Deconstructing Developmental Psychology. 3. Auflage. London: Routledge.

Cameron, Claire/Reimer, Daniela/Smith, Mark (2016): Towards a theory of upbringing in foster care in Europe. In: European Journal of Social Work, 19, 2, S. 152–170.

Dahlheimer, Sabrina (2020): Familie unter Verdacht. Mechanismen und Folgen medialer Skandalisierungen von Kinderschutzfällen, Bielefeld: transcript.

Eßer, Florian (2014): Die verwissenschaftlichte Kindheit. In: Baader, Meike S./ Eßer, Florian/ Schröer, Wolfgang (Hrsg.): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge, Frankfurt a.M.: Campus, S. 124–153.

Froncek, Benjamin/Pothmann, Jens (2021): Unbekannte Vormundschaft. Statistikmängel und Forschungsbedarfe, Frankfurt a.M.: IGfH.

Helming, Elisabeth/Wiemann, Irmela/Ris, Eva (2010): Die Arbeit mit der Herkunftsfamilie. In: Kindler et al. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe, München: DJI/DIJUF, S. 524–559.

Hofer-Temmel, Carmen/Rothdeutsch-Granzer, Christina (2019): Selbst sicher sein. Eine Grounded-Theory-Studie zu Besuchskontakten in Pflegeverhältnissen basierend auf der Sichtweise von Kindern und ihren Familien, Weinheim & Basel: Beltz Juventa.

Kindler, Heinz/Helming, Elisabeth/Meysen, Thomas/Jurczyk, Karin (Hrsg.) (2010): Handbuch Pflegekinderhilfe, München: DJI/DIJUF.

Küfner, Marion/Helming, Elisabeth/Kindler, Heinz (2010): Umgangskontakte und die Gestaltung von Beziehungen zur Herkunftsfamilie. In: Kindler et al. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe, München: DJI/DIJUF, S. 562–613.

Mitschke, Caroline/Dallmann, Sara (2020): Vormundschaften im Wandel. Kontakt, Beziehung und Beziehungsgestaltung zwischen Jugendlichen und Vormund*innen aus der Perspektive von Jugendlichen, Vormund*innen und Erziehungspersonen, Frankfurt a.M.: Bundesforum/IGfH/ DIJUF/ISS.

Mitschke, Caroline/Lohse, Katharina/Achterfeld, Susanne (2020): Umgangsbestimmungen durch Vormund*innen und Zusammenwirken mit den sozialen Diensten und Betroffenen, Frankfurt a.M.: Bundesforum/IGfH/DIJUF/ISS.

Reimer, Daniela (2017): Normalitätskonstruktionen in Biografien ehemaliger Pflegekinder, Weinheim & Basel: Beltz Juventa.

Rein, Angela (2020): Normalität und Subjektivierung. Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe, Bielefeld: transcript.

Rein, Angela (2021): Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe. Familienkonstruktionen zwischen Ent-Normalisierung und Normalisierung. In: Schondelmayer, Anne-Christin/ Riegel, Christine/ Fitz-Klausner, Sebastian (Hrsg.): Familie und Normalität. Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse, Opladen: Barbara Budrich, S. 77–93.

Sandmeir, Gunda/Scheuerer-Englisch, Hermann/Reimer, Daniela/Wolf, Klaus (2010): Begleitung von Pflegekindern. In: Kindler et al. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe, München: DJI/DIJUF, S. 480–523.

Schäfer, Dirk/Petri, Corinna/Pierlings, Judith (2015): Nach Hause? Rückkehrprozesse von Pflegekindern in ihre Herkunftsfamilie, Siegen: Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste der Uni Siegen.

Scheiwe, Kirsten/Schuler-Harms, Margarete/Walper, Sabine/Fegert, Jörg M. (2016): Pflegefamilien als soziale Familien, ihre rechtliche Anerkennung und aktuelle Herausforderungen, Berlin: BMFSFJ.

Seiterle, Nicolette (2018): Meteoriteneinschlag, Geist oder freudige Wiedervereinigung: Wenn Pflegekinder zu ihren Herkunftseltern zurückkehren, Zürich: PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz. Online unter: https://pa-ch.ch/wp-content/uploads/2018/08/Seiterle-2018_Bericht-R%C3%BCckkehrprozesse-Pflegekinder-def1.pdf (letzter Abruf: 07.03.2022).

Sinclair, Ian/ Wilson, Kate/Gibbs, Ian (2005): Foster Placements. Why they succeed and why they fail. London/Philadelphia: Jessica Kingsley Publishers.

Thrum, Kathrin (2007): Ergebnisse der Pflegekinder-Fallerhebung des DJI. Arbeitspapier, München: DJI.

Ulmann, Giesela (2015): Reflexionen zu Bindungstheorie und Bindungsforschung. In: Forum kritische Psychologie, 58, S. 7–25.

Veith, Cornelia (2008): Die Bindungstheorie. Überblick und neuere Forschungsansätze, Innsbruck: SOS Kinderdorf.

Vicedo, Marga (2018): Bindungstheorie. In: Krönig, Franz Kasper (Hrsg.): Kritisches Glossar Kindheitspädagogik, Weinheim & Basel: Beltz Juventa, S. 48–54.

Zepf, Siegfried (2005): Bindungstheorie und Psychoanalyse. Einige grundsätzliche Anmerkungen. In: Forum der Psychoanalyse, 3, S. 255–266.

Zitelmann, Maud/Schweppe, Katja/Zenz, Gisela (2004): Vormundschaft und Kindeswohl. Forschung mit Folgen für Vormünder, Richter und Gesetzgeber, Köln: Bundesanzeiger Verlag.